

erwartet hatte – viel kleiner als der Junge zu Hause –, und ihr Bauch ist immer noch geschwollen. Die blendend weiße Haut kommt wohl aus der Familie ihrer Mutter, María kann sie sich mühelos vorstellen, etwas jünger als sie jetzt, mit durchscheinenden Adern an Armen und Brust. Carmen wünscht sie mehr Glück.

In der Erinnerung passt Carmen noch bequem in ihre Arme, heute stützt sie ihre Tochter auf die Hüfte, die bloßen Arme reichen nicht mehr. Wie komisch, wird María viele Jahre später denken, dass sich das Gedächtnis seine eigene Fiktion schafft: Was sich uns nicht eingeprägt hat, weil wir es für bedeutungslos hielten oder etwas anderes erwartet hatten, wird durch das ersetzt, von dem wir uns gewünscht hätten, dass es geschieht. Tagsüber kocht, putzt, bügelt und gehorcht sie, doch abends widmet sie sich dem Erinnern. Vor dem Einschlafen skizziert sie im Kopf ihr Elternhaus: Beim Eintreten eine kleine Diele, wo die Mäntel hängen, links das Schlafzimmer ihrer Eltern – das Kopfteil des Betts aus Holz, die Jalousien fast immer heruntergelassen –, rechts das Zimmer, das sie mit ihren Geschwistern Soledad und Chico geteilt hat – früher auch mit den älteren –, hinten die Küche mit dem großen Tisch, anschließend Hof und Toilette: anfangs ein Loch im Boden, der schwere Eimer in der Ecke, randvoll mit Wasser, denk dran, leere ihn vollständig und fülle ihn für den Nächsten. Ihr früheres Bett hat man auseinandergenommen, an seiner Stelle steht jetzt das Bettchen der Kleinen: früher das ihrer Neffen, fast schon Halbwüchsige, das ihres kleinen Bruders. Die Augen bereits geschlossen, erlaubt sie sich, einiges rückgängig zu machen: Nimm nicht diesen Bus, erwidere nicht den Gruß dieses Mannes, geh nicht in dieses Haus.

María vermisst auch einige Fotos, die sie nicht mit nach Madrid genommen hat. So hätte sie vielleicht die Gesichter, die ihr entgleiten, festhalten können. In den Koffer hatte sie nur ein altes Foto von sich gesteckt, mit ihrer Schwester und ihrem Vater im Hof des Hauses, und manchmal versucht sie, die Spuren zu identifizieren, die sich auf dem Schwarz-Weiß der Mauer abzeichnen. Ein paar Monate nach ihrer Ankunft in Madrid hatte ihre Mutter ihr einen Brief geschickt, den sie Chico diktiert hatte. Sie musste lächeln über die Schönschrift der ersten Zeilen, die im zweiten Absatz nachlässiger wurde, ungelenkt im Briefschluss. Ihre Mutter hatte ein Foto beigelegt. Darauf posierte einer der Neffen vor einer Geburtstagstorte, Chico hatte Carmen auf dem Schoß, stützte zärtlich ihren Kopf und schmierte ihr Baisercreme auf die Nase. María stellte es auf den Nachttisch. Dafür hatte man es vermutlich geschickt. Doch sie wollte damit die Tante warnen: Sie sollte sich nicht von der Folgsamkeit täuschen lassen, mit der sie in aller Frühe aufstand und später, wenn sie von der Arbeit kam, das Abendessen zubereitete und das Bad putzte. Dieses Foto erzählte die Wahrheit.

Als die Kleine aufwacht, sieht sich María Carmens Augen an: zwei schwarze Stecknadelköpfe. Das Baby streckt sich, und María reagiert darauf: Sie setzt sich auf den Bettrand, reckt den Hals, blickt ins Bettchen. Sie hat sich an die Spielchen mit dem kleinen Jungen zu Hause gewöhnt, an die Späßchen, die sie mit der Nachbarstochter macht, doch Carmen, ihr Kind, kommt ihr fremd vor. Carmen bewegt sich, als wollte sie sich aufrichten. Sie strampelt, zuerst ganz leicht, dann entschieden, weil nichts

geschieht; sie bewegt die Arme, sucht Mariás Blick. Die steht schließlich auf, tritt zum Bett, nimmt ihre Tochter auf den Arm – der Geruch nach Zigarette – und drückt sie an sich. Das Mädchen reagiert nicht auf die Liebkosung. Zwar strampelt es nicht mehr, doch das rechte Ärmchen streckt sich. María denkt, dass Carmen vielleicht auf einen ramponierten Teddy in der Zimmerecke zeigt. Wie stolz ist María in dem Moment. Es bewegt sie, dass Carmen schon so verständig ist, auf ihre Erinnerungen zurückgreifen kann und María darin findet, dass sie schon so weit ist, ihr ihre Spielsachen zu zeigen. Ist das so? Ist das so, oder sind das Mariás eigene Vorstellungen? Mit Carmen auf dem Arm holt María den Teddy und gibt ihn ihr, aber das Mädchen stößt ihn mit einer Handbewegung weg: keine Tränen, kein Schreien, obwohl die Gebärden des Babys immer deutlicher werden. María nimmt das linke Händchen und legt es an ihre Brust; sie nennt sich »Mama«, wiederholt »Mama«, obwohl sie weiß, dass Carmen sie nicht von einer Fremden unterscheidet. Carmen streckt immer noch den rechten Arm, deutet auf etwas, das María nicht errät:

»Was willst du, Carmen?«

Carmen versteht Mariás Worte so wenig wie María Carmens Gebärden, das liegt auf der Hand. Soll sie jemanden holen, um Hilfe bitten? Chico kommt erst abends von der Arbeit. María vermutet, dass ihr Vater im Bett liegt, ihre Mutter in der Küche sitzt, Soledad ihr gegenüber am Tisch näht. Was braucht ihre Tochter? Das Baby streckt den Arm aus, deutet hinunter auf eine breite Schublade. Man hat ihr erklärt, dass die unterste Schublade Carmen gehört, die beiden folgenden Chico, die anderen beiden Soledad; in der obersten sind noch Sachen von María. Damals hatte sie darin etwas Wäsche aufbewahrt, ein Heft, ein breites Plastikarmband, das sie auf der Straße gefunden und ab und an getragen hatte; das Armband hatte sie weggeworfen, den Rest in den Koffer gepackt. Doch das Baby, das Baby jetzt: Es deutet auf die Schublade, auf der ihre Mutter – Mariás Mutter, Carmens Großmutter – ihr am Morgen die Windeln gewechselt hat.

María erkennt ihren Irrtum: Carmen verlangt weder Zärtlichkeit noch Beachtung, sondern Routine. Carmen verlangt, dass sie jemand nach dem Mittagsschlaf auf den Arm nimmt, aus dem Bettchen holt und auf die improvisierte Wickelunterlage legt. Wer, ist ihr egal: die Mutter ihrer Mutter, der Bruder ihrer Mutter, die Schwester ihrer Mutter, die eigene Mutter. Heute übernimmt das María, aber wenn sie wieder in Madrid ist, wird sich jemand anderes darum kümmern, und Carmen wird es ebenso stumm mit sich geschehen lassen. Carmen hat keine Angst vor Fremden. Sie ist es gewohnt, abends im Arm einer der Nachbarinnen zu liegen, die sich vor dem Haus versammeln; sie hat auch keine Anst vor der unbekanntenen Frau, die ständig »Mama« wiederholt, sie an sich drückt und ihr ein Stofftier hinhält. Auf dem Handtuch hört Carmen zu strampeln auf, sie hebt die Beine ein wenig – wie jeden Tag, jedes Mal –, murrte, weil María einen Schritt ausgelassen hat. Als María das Mädchen für sauber hält und es geschafft hat, sie zu wickeln, legt sie Carmen wieder ins Bettchen und streckt sich auf dem Bett des Bruders aus. Bevor sie die Augen schließt, hat sie das Gefühl, dass Carmen – der

Babkörper längs zu ihrem Erwachsenenkörper, beide im Begriff, den Schlaf zu suchen – sie beobachtet.

Vor dem Haus erst drei, vier Frauen, dann mehr, acht oder neun. Ihre Stimmen vermischen sich, die Tonlagen sind nicht zu unterscheiden, dieselben Wörter aus unterschiedlichen Mündern. Die Nachbarinnen versammeln sich jeden Abend auf dem Gehweg; mit Stühlen, die jede von zu Hause mitbringt, pilgern sie hierher, essen manchmal ein paar Happen zu Abend, falls der Ehemann spät nach Hause kommt. Der Brauch war in den Anfangsjahren des Viertels entstanden, als María ein kleines Mädchen gewesen war, die großen Brüder noch im Haus und die kleinen Geschwister gerade erst auf der Welt. Damals begegneten sie der Nacht mit Kerzen, denn es gab noch keine Straßenbeleuchtung, und die Stühle standen auf der bloßen Erde. Chico erinnert sich nur, dass er mit der Mutter immer zum Brunnen gegangen ist. Jetzt sieht es im Viertel anders aus, obwohl aus den Straßen bei Regen weiterhin Morast wird. Man hat versprochen, das in Ordnung zu bringen, verrät ihr Chico, das habe er vor ein paar Wochen in der Bar gehört. María hat nicht das Gefühl, dass sich im letzten Jahr viel verändert hätte, so sehr Chico auch behauptet, sie werde vieles nicht wiedererkennen, wenn sie einen kleinen Rundgang mit ihm machte.

»Ich reiche nicht über die Theke.«

»Das glaube ich nicht.«

María entschlüpft ein Lachen, als Chico das sagt. Da er so klein sei, hätten ihn die Kunden an den ersten Tagen gar nicht bemerkt. Ihr Bruder übertreibt. In Chicos Worten klingt die Wirklichkeit immer ernster oder glücklicher, je nachdem, und María amüsiert es, wie er von Soledads Schweigen erzählt, von Carmen oder dem Klatsch der Nachbarinnen.

»An den ersten Tagen hat nur mein Kopf hervorgesehen. Ein Kinderkopf, der eine Flasche auf die Theke stellt. Dann habe ich mir einen Steg aus Limonadenkisten gebastelt, und jetzt sieht man den ganzen Oberkörper.«

Chico hat seinen Vornamen an den Spitznamen verloren. Er selbst stellt sich als Chico vor, so hatte sein Vater ihn von Geburt an genannt: das kleinste Kind, ein blondes Baby, mehr Knochen als Fleisch, mit großen, hellen Augen – wie die von María –, das einfach nicht wachsen will. Mit sechs schätzte man ihn auf gerade mal vier; jetzt, mit dreizehn, auf gerade mal elf. María hatte immer gedacht, dass Chico als Einziger von ihnen dem Viertel entkommen würde. Er ging gern zur Schule, hatte Freude an den Zahlen. Sie war enttäuscht, als sie erfuhr, dass er die Schule aufgab, um in der Bar des älteren Bruders zu helfen. Das denkt sie, während sie versucht, die Worte ihres Bruders vom Stimmengewirr der Frauen zu unterscheiden, fünf, sechs, sieben, ihr Schwatzen dringt durchs Fenster. Ist sie hier? Sie ist hier. Im Schlafzimmer, mit der Kleinen und dem Bruder. Sie ist gekommen? Also ich könnte das nicht. Ich hätte nicht gehen und sie hierlassen können, wie ein Stück Plunder, das man vergisst. Ich hätte das gar nicht erst tun können. Was tun? Sprich leiser, die Mutter hört dich. Und die da hört dich auch.

Was? Sie ist gekommen? Da lob ich mir Soledad, immer schön still und brav. Und den Kleinen. Ich hab's der Mutter gesagt, die wollte nicht auf mich hören. Seid still, der Kleine, der ist noch ein Kind.

»Hör nicht auf sie«, tröstet sie Chico und bestätigt Mariás Verdacht: ein rascher Zug an der Zigarette, noch einer und noch einer, vor Carmens Bettchen, die jetzt im Arm ihrer Mutter liegt.

»Seit wann rauchst du?«

»Seit ich in der Bar bin. Sie haben mich ständig ausgelacht. Für manche war ich ein Mädchen, sie haben mich ›Chica‹ genannt. Ich mag keine Zigaretten, aber so wirke ich älter. Findest du nicht auch?«

»Ist die Kleine sehr anstrengend?«

»Ich bin den ganzen Tag nicht da. Ich liefere Soledads fertige Arbeit ab, zur gleichen Zeit wie immer, und wenn ich aus dem Zentrum zurückkomme, bringe ich ihr die neue mit und gehe weiter zur Bar. Toñi und ich sind zwar allein, aber besser so. Nach dem Mittagessen haben wir unsere Ruhe, höchstens trinkt mal einer einen Kaffee, dann kommen die Männer mit Karten und Domino, ein paar Abendessen und nach Hause. Da schläft die Kleine fast immer. Süß ist sie nicht gerade, aber ganz schön schlau. Manchmal spreche ich mit ihr, und sie hört zu, als würde sie mich verstehen. Jedenfalls ist sie lieber bei mir als bei Soledad.«

Beide schweigen, falls die Schwester sie hören kann. Soledad ist weniger eine Brücke als eine Lücke zwischen ihnen. Sie wurde nach María und vor Chico geboren, und für beide kommt sie wie aus einer anderen Welt, hat nichts mit ihnen gemein. Sie sitzt in der Küche, näht, hört die ganze Zeit Radio, hält kaum zum Mittagessen inne, ruht nur kurz aus. Manchmal unterbricht sie ihre Arbeit vorzeitig, macht ein paar Klatschspiele mit Carmen, will sich liebevoll geben, aber schnell wird es ihr langweilig. Chico drückt die Zigarette aus und hält María die Arme entgegen, damit sie ihm Carmen reicht.

»Sie sind weggezogen, María.«

»Davon will ich nichts wissen.«

»Gut. Jedenfalls sind sie weg. Du könntest jetzt wiederkommen.« Chico verstummt, falls María etwas erwidern will, aber seine Schwester schweigt. »Wie ist Madrid? Ich würde gern mal hin. Vielleicht im Urlaub.«

»Bei Onkel und Tante ist nicht viel Platz. Anfangs fand ich alles sehr seltsam, weil ich sie kaum gekannt habe ... Die ersten Monate habe ich mit der Tochter in einem Bett geschlafen, aber seit ihrer Hochzeit habe ich das Zimmer für mich. Mir geht es wie dir, ich wache auf, dann zum Bus, weil die Familie weit weg wohnt. Sie ist sympathisch und zahlt pünktlich. Sie sind immer zufrieden mit dem Essen, und sonntags habe ich frei, da sind sie nicht in der Stadt. Ich habe Glück, bei fast allen Dienstmädchen im Haus ist es anders. Viele schlafen bei den Familien oder arbeiten jeden Tag. Meine Familie hat einen kleinen Jungen, kaum älter als Carmen, er ist eigensinnig, aber die Mutter kümmert sich um ihn. Ich habe Angst, dass sie mich nach ein paar Jahren, wenn er größer ist, nicht mehr brauchen.«

»Dann kannst du ja zurückkommen, nicht wahr?«

»Oder ich hole Carmen zu mir.«

Sie sieht Missfallen in Chicos Gesicht, als durchkreuzte ihre Absicht das geordnete Leben ihres Bruders. Es ist spät, Carmen müsste längst schlafen, doch María lässt es durchgehen, denn Chicos Späße haben der Kleinen das erste Lachen des Tages entlockt. Die Stimmen draußen reden weiter, und María hört, dass einige der Nachbarinnen immer noch über sie reden, über das Leben, das sie wohl in der Ferne führt, wird schon seinen Grund gehabt haben, dass man sie so schnell wie möglich weggeschickt hat, wenigstens ist die Kleine hiergeblieben.

»Fehlt dir die Schule, Chico?«

»Jetzt nicht mehr, anfangs schon. Ich mochte die Bar nicht. Stell dir vor, ich wäre Lehrer geworden. Wenn ich größer bin, mache ich vielleicht weiter, wenn ich hier rauskomme und Zeit habe. Ja, mir fehlen die Bücher, die ich ausleihen durfte, manchmal langweile ich mich abends. Werd mir wohl was ausdenken müssen.«

Chicos Stimme ist mit einem Mal erwachsen geworden. María stellt sich vor, wie er, gerade mal dreizehn, aufpasst, dass der Stammgast drüben nicht abzieht, ohne bezahlt zu haben, wie er seiner Schwägerin Bestellungen meldet, im Stehen die Reste vom Tagesmenü verschlingt oder eine Zigarette im Mund hat. Sie stellt sich vor, dass Chico den anderen gegenüber sein Lächeln behält, aber auch, was Chico Nacht für Nacht denkt in seinem schmalen Bett, während das Baby schläft und Soledad näht und schweigt.

»Nachts schreit sie, das ist der reine Wahnsinn. Erinnerst du dich an die ersten Monate? Völlig anders. Du liegst im tiefsten Schlaf, und ihr Schrei reißt dich heraus. Sole schiebt den Kopf unter das Kissen, also bin immer ich dran. Ob Babys Albträume haben?«

Seit der Geburt hat sie kaum etwas von Carmen gehabt; was sie weiß, erzählt man ihr am Telefon, hin und wieder in einem Brief. Da sind die Augenblicke, wenn ihre Arbeitgeberin ohne den Kleinen ausgeht: Daher kennt María den süßen Geruch, ganz anders als der ihrer Tochter. Das Baby riecht nach Zigarette, so wie Chico, seine Fingernägel werden gelb vom Nikotin. Das Stimmengewirr draußen hält an, noch beim Einschlafen – alles so wie kurz nach der Entbindung: Carmen im Bettchen, sie und ihr Bruder im Einzelbett daneben, im anderen Bett Soledad, meist im Tiefschlaf – hört sie die Nachbarinnen über sie reden. Manchmal erkennt sie die Stimme ihrer Mutter, die dem Gespräch ausweicht oder es in eine andere Richtung lenken will. Sie sind weggezogen, hört María heraus. Die Frau ist dahintergekommen. Wie kannst du nur hierbleiben, wo du ihr Tag für Tag über den Weg läufst, auf der Straße, mit den gleichen Augen. Das war das Mindeste. María spürt, wie sich Chicos dünner Körper von ihrem löst, ihr Bruder steht auf und schließt das Fenster.

»Es ist frisch«, rechtfertigt er sich. »Nicht dass die Kleine sich erkältet.«

Sie hört, wie Chico in seiner Schublade kramt und das Schlafzimmer verlässt. Soledad öffnet vorsichtig die Tür, zieht sich im Dunkeln um, wünscht eine gute Nacht, der